

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Eine einfache Geschichte

[urn:nbn:de:bsz:31-339332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339332)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Eine einfache Geschichte.

Ernestine war noch fast ein Kind, kaum fünfzehn Jahre alt, klein, unansehnlich, ohne irgend eine äußerliche Auszeichnung, und doch stand sie in hohem Ansehen im kleinen Weiler, — denn einen Ort oder ein Dorf konnte man die paar Häuser, aus denen das Gehöfte, auf dem sie lebte, bestand, nicht heißen, — und die sämtlichen Einwohner verehrten sie wie einen Schutzengel. Besonders zugethan waren ihr die kleinen Knaben und Mädchen, denn mit diesen bildete sie gleichsam nur Ein Herz und Eine Seele; sie war ihnen Mutter, Schwester, Freundin und Lehrerin zugleich.

Sie war die Tochter eines Schullehrers der Nachbarschaft, dessen Frau aus dem kleinen Weiler stammte, von welchem soeben die Rede war. Die beiden Eltern, Vater und Mutter, starben fast zu gleicher Zeit und an derselben Krankheit, und ließen ihre Ernestine, die damals kaum vierzehn Jahre alt war, als eine schutzlose Waise zurück. Ueberdies war das nun alleinstehende Kind bitterlich arm und wußte halt natürlich nicht, was beginnen. Doch „in der höchsten Noth ist Gott am nächsten!“ Des kleinen Weilers reichster Einwohner, ein Grobschmied seines Handwerks, einer der wackersten Männer ringsum, hörte von der verlassenen Waise, deren Mutter, wie schon gesagt, aus dem Weiler gebürtig war, und berief sie augenblicklich zu sich. „Ich besitze zwar auch nicht viel mehr, als ich nothwendig brauche,“ sagte er, „aber ich bin gesund und kräftig und an Arbeit fehlt's auch nicht. Somit bleibst du bei mir, Ernestine, und unterrichtest meine beiden Mädchen im Lesen und Schreiben; dann brauchen die kleinen Dinger nicht tagtäglich, bei allem Wind und Wetter, eine Stunde Wegs mehr zu laufen in die nächste Dorfschule. Dafür sollst du selbst in meinem Hause gehalten werden wie eine Tochter.“

Und es geschah also. Ernestine zog zu dem Schmied und unterrichtete seine beiden Töchterlein. Hiezu war sie aber auch ganz besonders befähigt, denn sie hatte bei ihrem Vater mehr gelernt, als sonst Mädchen von ihrem Alter verstehen, und überdies hatte sie eine besondere Vorliebe für Kinder und gab sich für ihr Leben gern mit ihnen ab. Somit kam man sich wohl denken, daß es beim Unterrichte der Schmiedstöchterlein nicht blieb, sondern es meldete sich dieser und jener Nachbar und bat, sein Kind auch an der

„Schule“ Theil nehmen zu lassen, und am Ende kamen alle schulpflichtigen Kinder und eine förmliche Privatschule entstand.

Jetzt weiß der geneigte Leser, warum Ernestine das Faktotum, das Alles in Allem, des kleinen abgelegenen Weilers wurde. Die Kinder hielten sich an sie, fast mehr als an ihre Eltern, weil sie fühlten, daß sie von der „großen Jungfer“ ebenso geliebt wurden, als selbst von Vater und Mutter; die Eltern dagegen verehrten sie, weil man vor ihren Kenntnissen Respekt haben mußte, und weil die junge Lehrerin noch wohnte, deren Kenntnissen einen großen, praktischen Verstand, eine seltene Bescheidenheit und Demuth und, merkwürdigerweise, auch eine tiefe Menschenkenntniß vereinigte.

Ein Jahr oder mehr mochte vergangen sein, seit die liebe Ernestine in dem stillen Weiler lebte und wirkte, und ihr Verhältnis zu den Einwohnern, besonders aber zu der Schmiedsfamilie, in deren Mitte sie immer noch wohnte, hatte sich stets inniger gestaltet. Eines Abends, recht sonnig und warm, hatte man den Tisch zum Abendbrode vor's Haus gestellt, um nach gethaner Arbeit im Freien zu speisen. Die Hausfrau trug bereits das dampfende Essen auf, und Ernestine hatte Mühe, die darauf ungeduldig harrenden Mägdelein zu beschwichtigen, während der Schmied noch fleißig in der Werkstatt hämmerte, um eine nöthige Arbeit fertig zu bringen. Da fingen plötzlich die beiden Haushunde im Innern des Gebäudes einen höllischen Lärm an, der wohl irgend etwas Besonderes zu bedeuten haben mußte. Der Schmied eilte sofort aus der Werkstatt in's Haus, und entdeckte gleich die Ursache des schrecklichen Gebells. Ein junger, zerlumpt aussehender, struppigter und schmutziger Knabe, von beiläufig zehn oder elf Jahren, war nämlich von hinten in's Haus gestiegen und hatte sich in die Vorrathskammer der Meisterin gemacht, wo er den mitgebrachten Korb mit Gewaaren aller Art füllte. Allein die wachsamten Hunde witterten den fecken Einbringling augenblicklich, und schlugen so kräftig an, daß derselbe sich schnellstens wieder zurückziehen wollte, und sein Vorhaben wohl auch ausgeführt hätte, wenn ihm der herbeigekommene Schmied nicht den Rückzug versperrt hätte. Er faßte den Jungen mit eiserner Faust, hob ihn wie einen Spielball in die Höhe und trug ihn, sammt dem Korbe, hinab in die Werkstatt, in welcher sich nun natürlich die ganze Familie versammelte.

„Heho, du junger Teufelsbraten,“ rief der Schmied, „du Galgenstrick, was hast du da droben gemacht? Aber wozu noch lange fragen, der Augenschein beweist's ja!“

Mit diesen Worten leerte er den Korb um, worin sich verschiedene Stücke befanden, die offenbar aus der Vorrathskammer gestohlen waren.

„Er ist ein elender, schmutziger Dieb,“ meinte die Hausfrau, „den wir augenblicklich zum Amte müssen abliefern lassen, damit er in's Trockene komme und bestraft werde!“

Damit war auch der Schmied einverstanden, und wohl die meisten Menschen würden dieser Meinung gewesen sein. Nur in Ernestinens Gesicht lag deutlich und klar einiger Zweifel darüber, ob eine solche Verfahrungsweise die richtige sei, und je mehr sie den zerlumpten, ungewaschenen Knaben betrachtete, um so stärker wurden ihre Zweifel.

„Fort mit dem Hallunken auf's nächste Amt!“ wiederholte der erboste Schmied. „Man muß ihm die Zwangsjacke anziehen, damit ihm im Zuchthaus das Stehlen verleihe!“

Dies sagend, machte er sich daran, dem Buben die Arme zu binden, obgleich derselbe auch nicht den geringsten Versuch machte, sich zu widersetzen oder zu entweichen, sondern als ein Bild des tiefsten Glends, das er vergeblich hinter einer trostigen Miene zu verbergen suchte, da stand. Doch Ernestine durchschaute ihn, und nach kurzem Besinnen nahm sie den zürnenden Schmied abseits und sprach leise, aber eindringlich mit ihm. Anfanglich schien dieser nicht nachgeben zu wollen, allein nach wenigen Minuten schon wurde seine Stimmung eine andere.

„Hm!“ meinte er, „von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, magst du nicht Unrecht haben. Wichtig ist's, wenn der Schlingel in's Zuchthaus oder auch nur in eine gelindere Strafanstalt kommt, so findet er dort eine gelindere Strafanstalt, so findet er dort eine gelindere Strafanstalt, die ihm einen so guten Unterricht erteilt, daß er nur als ein vollendetes oder doch eingeschulter Verbrecher wieder heraustritt. Glaubst du daher, daß in seinen Augen und Gesichtszügen Etwas liegt, das gute Hoffnung für die Zukunft darbietet, nun, so wollen wir's einmal mit ihm probiren. Also frischweg und hellauf! Mach's, liebe Tochter, wie's dir dein Herz eingibt, und was du anordnest, das soll geschehen, gerade, wie wenn's mein eigener Wille wäre.“

Ein Zornenflug leuchtete über Ernestinens Antlitz, und alsbald wandte sie sich voll Sanftmuth und Güte an den diebischen Jungen.

„Wie heißt du, mein Knabe?“ fragte sie, äußerst theilnehmend ihm in die Augen blickend.

„Martin,“ entgegnete der Junge nach einigem

Zaubern, denn bisher hatte er kein Wort gesprochen gehabt, sondern die Lippen, wie im Zorne, fest zusammengekniffen.

„Und wie noch?“ forschte die Jungfrau weiter.

„Hab' sonst keinen Namen,“ antwortete Martin noch immer trotzig.

„Aber den Namen deiner Eltern wirst du doch wissen?“ meinte die Forscherin.

„Weiß nichts von Eltern,“ erwiderte der Knabe noch eben so trotzig, „habe niemals Eltern gehabt.“

„Wo hast du denn seither gelebt?“ drängte die junge Lehrerin weiter, ohne sich abschrecken zu lassen durch des Jungen trotziges Wesen.

„Wo werd' ich gelebt haben?“ war die Antwort. „Mit den Zigeunern, bei denen ich war; seitdem ich mir denken kann, bin ich im Lande herumgezogen, und wäre vermuthlich noch bei ihnen, hätten uns gestern Nacht die Gendarmen nicht unversehens auseinandergesprengt. Da hab' ich halt Reißaus genommen.“

„Bei den Zigeunern bist du also in die Schule gegangen?“ sagte Ernestine theilnehmend. „Da nimmst's mich nicht mehr Wunder, daß du's heute versucht hast, hier im Hause dir ohne Weiteres fremdes Gut anzueignen. Aber weißt du, wie man dieß mit andern Worten heißt? Das heißt man Stehlen! Und Stehlen wird bestraft, oft mit jahrelanger Einsperrung und mit körperlicher Züchtigung. Hast du das nicht gewußt, Martin?“

Der Junge schaute zu Boden und schwieg eine Zeit lang; dann aber hob er den Blick wieder trotzig und ballte sogar die Faust dazu. „Ich hatte Hunger,“ platzte er nun heraus, „recht argen Hunger, denn ich habe seit gestern Abend nichts mehr gegessen. Soll ich wohl gar verhungern, wenn andere Leute zu viel haben?“

„Nein, Martin, das sollst du nicht,“ entgegnete die milde Jungfrau; „aber hättest du uns nicht bitten können, dir Speise zu geben? Es wäre dir sicher nicht abgeschlagen worden, du hättest dich satt essen können, ohne dir den Vorwurf machen zu müssen, fremdes Gut geraubt zu haben.“

„Hab heute schon an drei Orten um ein Stück Brod gebeten,“ entschuldigte sich der Junge, „allein man hat mich überall einen nichtsnutzigen, schmutzigen Strolchen geheißen und fast mit Fußtrittten fortgejagt, wie einen Hund, ohne mir nur ein Krümchen zu geben.“

„Das war Unrecht von den Leuten,“ ereiferte sich Ernestine; „nein arges Unrecht war's! Sie urtheilten offenbar nach dem äußeren Anscheine, weil du so arg verwildert und verwahrlost ansiehst. Aber ich vergesse,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß ich auch Unrecht thue, so lange mit dir zu

schwanken, statt dich zum Abendessen zu führen, obgleich ich jetzt weiß, daß du so arg Hunger hast. Komm', setze dich zu uns an den Tisch; du sollst herzlich willkommen sein!"

Der Knabe sah verwundert, ja erstaunt auf, denn eine solche Sprache war er offenbar nicht gewöhnt. Schon hatte er ein Wort der Erwiderung auf den Lippen, da sah er, wie der Schmied ihm freundlich zunickte, gleichsam als wolle derselbe Ernestinens Einladung bestätigen, und nun folgte er stillschweigend, um sich seinen Platz am Abendtische anweisen zu lassen. Durch sein tapferes Einhalten in die kräftigen Speisen und sein gieriges Essen bewies er die Wahrheit seiner Aussage, seit gestern Abend keine Nahrung mehr erhalten zu haben.

Die Mahlzeit war vorüber und der zerlumpte Knabe stand nun verlegen da, mit niedergeschlagenen Augen. Vielleicht wollte er für so viele Liebe danken und wußte die Worte nicht zu finden; vielleicht wußte er nicht, sollte er gehen oder bleiben.

Jetzt ergriff der Schmied das Wort. "Martin," sagte er, "es versteht sich von selbst, daß du heute Nacht hier bleibst. Ich werde dir drun ein Plätzchen anweisen, und du kannst, wenn du müde bist, gleich zu Bette gehen. Morgen aber, nun," setzte der wadere Mann mit einem Blicke auf Ernestine hinzu, "was das morgen anbelangt, so können wir weiter darüber reden, wenn's erst wieder Tag ist. Nicht wahr, liebe Ernestine, so wollen wir's machen?"

Freundlicher konnte Niemand lächeln, als jetzt die treffliche Lehrerin lächelte, und wie des Schmieds Töchterlein solches sahen, klatschten sie fröhlich in die Hände, wohl ohne zu wissen warum, aber sie waren immer heiter, wenn sie Ernestine heiter sahen.

Der zerlumpte Martin wurde also in ein Kämmerlein geführt, ohne daß ihm, der doch erst vor einer Stunde über einem Diebstahl ertappt worden, irgend ein Mißtrauen gezeigt worden wäre. Die Schmiedsfamilie blieb noch in traulichem Gespräche versammelt und, natürlich, auch über den "Teufelsbraten", wie der Meister ihn am Anfang genannt hatte, wurde Manches hin und her verhandelt.

Schon in aller Frühe des anderen Morgens stand der Schmied in seiner Werkstatt und hämmerte lustig drauf los, daß die Funken ringsum davonstoben; so frühe er aber auch daran war, so sah er doch gleich, daß er nicht der Einzige sei, der schon das Bett verlassen hatte. Der zerlumpte, schmutzige Knabe nämlich, den er gestern Abend aufgenommen, stand am Brunnen im Hofe und wusch sich sorgfältig und säuberlich. Der Schmied

sagte kein Wort, und auch Martin wagte nicht zu sprechen, aber als er sah, daß der Meister so eifrig arbeitete, schlich er sich auch in die Schmiede und fing bald an, Kohlen herbeizutragen, auch den Blasebalg zu ziehen, oder andere kleine Dienste zu verrichten, die er dem Meister ab sah. Aber, wie gesagt, kein Wort wurde gewechselt. Zwei Stunden später etwa kam die Hausfrau in die Werkstatt und rief zum Frühstück. Zu gleicher Zeit hopsten die beiden Töchterchen herein und wünschten dem Vater "guten Morgen," wobei dieser nicht vergaß, jedes herzlich zu sich emporzuheben und zu küssen.

"Komm', Vater, komm', Martin, zum Frühstück!" riefen die Kleinen.

Abermals sah der Knabe zu Boden, wie in größter Verlegenheit; aber er rührte sich nicht von der Stelle.

"Ei, das versteht sich doch von selbst," sagte nun der Schmied, "daß du mit uns frühstückst. Vorwärts, Kinder, Marsch! Die Suppe wird sonst kalt."

Er schritt voran und eines der Mägdelein hing sich an seinen Arm; das andere aber ergriff Martin's Hand und zog ihn nach sich. Ob es solches ganz aus eigenem Antriebe that, oder ob eine vorher ertheilte Weisung Ernestinens mitwirkte, wollen wir dahingestellt sein lassen; genug, Martin folgte seiner Führerin, und setzte sich mit an den Frühstückstisch, wo er ganz behandelt wurde wie ein Glied des Hauses.

Nach dem Frühstück ging der Schmied wieder an seine Arbeit in die Werkstatt und Martin folgte ihm dahin, wie wenn sich dieß von selbst so verstände, und bestrebte sich augenscheinlich, so nützlich als möglich sich zu erweisen. Der Meister ertheilte ihm nun auch einige Befehle, welche der Knabe mit allem Eifer und, so viel an ihm lag, pünktlich vollführte. Gerade so ward es nach dem Mittagessen und überhaupt während des ganzen Tages gehalten, und am zweiten und dritten Tage ging's just so wie am ersten. Martin arbeitete mit dem Schmied in der Werkstatt und alle Hausgenossen behandelten ihn freundlich, fast wie einen Angehörigen, am lieblichsten wohl Ernestine, während dagegen des Schmieds Gattin ein gewisses Mißtrauen lange Zeit nicht los werden konnte.

Am vierten Tage ging eine kleine Veränderung vor sich, denn als Martin Morgens erwachte, fand er, daß man ihm die Lumpen, in die er bisher gehüllt gewesen, weggenommen und dafür ganz neue Kleider hingelegt hatte. Das Kleid war von sehr einfachem Stoffe und ebenso einfach gemacht, denn die Vorrathskammer der Hausfrau, in welcher sie ihr "Selbstgesponnenes" auf-

bewahrt, hatte den Zeug geliefert und Ernestine denselben verarbeitet und zugeschnitten. Aber als der sonst so zerlumpte Junge zum ersten Mal in diesem reinlichen Gewande erschien, so meinte man einen ganz andern Menschen vor sich zu haben. Laut auf jauchzten die Schmiedstöchterlein, als sie ihn sahen, und er wurde roth bis über die Ohren.

„Ich hätt's nicht gewagt,“ sagte er endlich, „aber weil man mir meine früheren Kleider über Nacht weggenommen hat, so konnt' ich nicht wohl anders.“

„Pah, Dummheiten, Junge,“ rief lachend der Schmied. „Du gefällst mir so viel besser, und ich hoffe, du sollst die neue Kleidung bald abverdient haben. Oder, he! willst du nicht bei uns bleiben und zu mir in die Lehre gehen, damit ich einen tüchtigen Gesellen aus dir mache? Ich glaube, du hast das Geschick und auch die Kraft dazu und darum, wenn du nichts Besseres im Kopf hast, so schlag' ein!“

Der Junge wurde ein Mal über das andere bald roth, bald blaß, und endlich traten ihm die hellen Thränen in die Augen. „Ist's denn wirklich Ernst,“ fragte er schüchtern, „wirklicher Ernst? Für immer soll ich da bleiben dürfen?“

„Freilich ist's Ernst, Martin,“ versicherte die junge Lehrerin, ihm die Hand reichend, „und weil ich gestern und vorgestern bemerkt habe, wie du in deinen freien Stunden dem Unterricht, den ich den Kleinen gebe, so aufmerksam zuhörtest, so will ich dir nun sagen, daß es mir Freude machen würde, dir ebenfalls Unterricht zu ertheilen, damit du in dieser Hinsicht auch nicht hinter den anderen Kindern zurückbleibst.“

„So viel Güte, so viel Güte, und ich hab' Euch bestehlen wollen!“ schluchzte der übergelückliche Knabe laut auf. Dann rief er plötzlich: „Nein, ich darf nicht da bleiben! Ich bin ein Glender und nicht würdig, mit Euch unter einem Dache zu wohnen!“

Krampfhaft hob sich seine Brust vor gewaltiger Rührung, und man sah's ihm an, daß das, was er sagte, aus tiefinnerster Seele kam. Aber Alle sprachen ihm so lieblich zu, und besonders die Kinder hingen sich so zärtlich an ihn, ja sogar die Hunde, welche sich bereits an ihn gewöhnt hatten, schauten ihn so treuherzig an, daß er bald getröstet wurde und von nun an in der That mehr als ein Familienmitglied, denn als bloßer Lehrling des Schmieds im Hause blieb. Auch betrachteten ihn alle Einwohner des Weilers, fast durchgängig, bald als einen Mitansässigen, der das Recht habe, unter ihnen zu leben, obgleich freilich Einzelne ihm den verführten Diebstahl nie verziehen und mit viel Stirnrunzeln voraussagten, wie

sich's bald zeigen werde, daß der Schmied eine Schlange in seinem Busen ernähre, denn Einer, der sich einmal als schlechter Kerl erwiesen habe, bleibe schlecht, man möge auch nachher mit ihm anfangen, was man wolle, und „darum,“ setzten sie regelmäßig hinzu, „wäre es besser gewesen, den diebischen Landstreicher dem Gericht abzuliefern, damit er im Zuchthause wäre aufgehoben worden.“ — Doch der Schmied kümmerte sich nichts um solches Gerede, und in seiner Gegenwart wagte es auch Niemand, derlei Bemerkungen hören zu lassen. —

Wir überspringen nun einen Zeitraum von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Der kleine, uns bekannte Weiler ist noch immer ein Weiler, obgleich einige Häuser hinzugekommen sein mögen. Auch die Schmiede steht noch an ihrem alten Plage, und keine Veränderung scheint mit ihr vorgegangen zu sein. Freilich, ihre Bewohner sind anders geworden, denn fünfzehn Jahre gehen nicht spurlos vorüber an den Menschenkindern. Doch, treten wir ein. Betrachten wir einmal diesen rüstigen Mann mit den fehnigen Armen und dem wohlwollenden freumblichen Gesichte; erkennen wir in ihm nicht augenblicklich den Schmied, der noch ganz der Gleiche ist wie damals, wo wir ihn zum ersten Mal sahen, außer daß sich seine Haare etwas grau gefärbt haben? Und die Frau neben ihm in der weißen Haube, kann sie eine andere sein als die wackere Hausmutter, obgleich das Gesicht vielleicht etwas länger und spitzer geworden, als es früher war? Also, den Schmied und seine Frau können wir erkennen, allein wer sind denn die beiden jungen Damen, — denn ihrem Anzuge nach wagen wir nicht, sie anders zu tituliren, — mit den Blumen in den Haaren und den Rosen auf den Wangen? Beweist nicht das Myrthenreis bei der einen, daß sie Braut und im Begriff ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Sollten die beiden kleinen Mädchen sein, des Schmieds Töchter, die sich nun in holde Jungfrauen verwandelt hätten? Und der stattliche, kräftige junge Mann mit dem entschlossenen Blick und dem ausdrucksvollen Gesichte, derselbe, welcher den kleinen Rosmarinstrauch im Knopfloche trägt, zum Beweise, daß er der Bräutigam ist, scheint uns auch ein alter Bekannter. Wär's vielleicht gar der Martin, jener struppige, zerlumpte Junge, den der Schmied einst einen „Teufelsbraten“ geheizen, und im Begriffe stand, ihn als Dieb dem Zuchthause zu überliefern? Doch siehe da, ehe wir eine Antwort darauf finden, hört man das Rollen einer Kutsche, und mit dem Ausrufe: „Sie ist's! Sie kommt!“ stürzen alle Fünfe, die wir

hier versammelt sehen, zum Hause hinaus, um die Person zu bewillkommen, welche in dem Gefährte sitzt. Diese erkennen wir auf den ersten Blick, denn ob sie gleich immer noch klein und unansehnlich, fast ohne alle äußerliche Auszeichnung erscheint, so kann doch dieser milde und dennoch kluge Blick, dieser seelenvolle und doch feste Ausdruck des Gesichts nur ihr angehören, ihr, die früher der Liebling des kleinen Weilers war! Und in der That, sie ist's und scheint immer noch der geliebte „Herzkäfer“ ringsum zu sein, denn von allen Seiten eilen die Bewohner im schönsten Sonntagsstaate herbei, um sie zu begrüßen, obgleich sie schon, seitdem die Töchter des Schmieds die Schuljahre hinter sich hatten, nicht mehr im stillen Orte lebt, sondern in der nächstgelegenen Stadt eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen gegründet hat.

„Ernestine! Ernestine!“ jubelten die Töchter des Schmieds, mit den Blumen und Kränzlein in den Haaren, und eilten ihr zur zärtlichen Umarmung entgegen.

„So hast du dein Versprechen also doch gehalten?“ sagte höchst freudig die mit dem bräutlichen Myrtenreife, unter Thränen lächelnd.

„Wann hätte ich es je nicht gehalten?“ fragte Ernestine, „und wie könnte ich vollends den Ehrentag einer meiner liebsten Schülerinnen verfehlen?“

„Na denn, so laßt mich sie doch auch begrüßen!“ rief der Schmied, mit seiner kräftigen Gestalt sich durchdrängend und ihr die schwierige Rechte hinstreckend.

Und so kamen sie Alle, eines nach dem andern, und drängten sich vor und boten ihr die Hand oder drückten sie an's Herz, je nachdem sie ein Recht dazu hatten oder nicht. Nur Einer hielt sich bescheiden im Hintergrunde, obgleich sein Auge ohne Unterlaß mit tiefer Rührung auf Ernestine ruhte, und dieser Eine war der junge Mann mit dem Rosmarinsträußchen im Knopfloch. Aber jetzt erblickte ihn die Lehrerin, und wenn Martin zu bescheiden gewesen war, sich vorzudrängen, so ward er dafür dadurch belohnt, daß nunmehr die holdselige Gestalt ihm entgegenging.

„Martin,“ sagte sie voll tiefen Gefühles, „das ist ein glücklicher, überglücklicher Tag für dich, für meinen Liebling hier und für uns Alle!“

„Und diesen Tag, sowie Alles und Jedes, was mir schon Gutes geworden, verdanke ich Ihnen, Fräulein Ernestine,“ sagte Martin tiefbewegt, sich fast auf seine Kniee niederlassend, so voll Ehrfurcht und Anbetung war er. „Sie waren der Schutzengel meines Lebens, meine Ketterin vom Verderben, meines Glückes Gründerin. Gott segne Sie, Gott segne Sie!“

Er konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, und auch Ernestine entgegnete nichts, sondern ergriff stillschweigend seine Hände und vereinigte sie mit denen des schönen Mädchens im Hochzeits-schmucke.

Ja, wahrlich, es war wirklich ein glücklicher, seliger Tag, denn es war das Trauungsfest Martins mit seines Lehrmeisters und zweiten Vaters ältester Tochter. Aus dem Martin war aber auch etwas Tüchtiges geworden, nämlich zuerst ein fleißiger und geschickter Schmied, und dann ein gewandter Maschinist und zuletzt noch ein trefflicher Ingenieur. Und was noch mehr Werth hatte, das war die Tüchtigkeit seines Herzens und seines Charakters! Kein Wunder also, wenn der Schmied große Stücke auf ihn hielt; kein Wunder, wenn ihn dessen älteste Tochter liebte; kein Wunder, wenn Jedermann ihn hochschätzte; trotzdem daß er nicht einmal seine Eltern zu nennen wußte, trotzdem daß er mit Zigeunern herumgezogen war, ja sogar, trotzdem daß er vor fünfzehn Jahren in die Speisekammer des Schmieds eingebrochen war, um seinen Hunger zu stillen!

Es war also ein überaus glücklicher und seliger Tag, dieser Hochzeitstag, und eben deswegen soll er nicht näher beschrieben werden. Aber nach vollbrachter Trauung im Hause Gottes, und als die Hochzeitsgäste in bunter und lauter Unterhaltung zusammensaßen, da nahm der alte Schmied, der Hochzeitsvater, Ernestinen auf die Seite, ohne daß die Andern es merkten.

„Erinnerst Du dich wohl noch des Sommerabends vor fünfzehn Jahren?“ fragte er, „jenes Abends, wo ich im Begriffe war, meinen jetzigen Tochtermann der Genbarmerie zu überliefern, und sicherlich solches auch gethan hätte, wenn Du nicht gewesen wärest? Herr Gott, wie viel Glend hätte ich da vielleicht gestiftet, und jedenfalls wie viel Glück und Freude wäre dadurch begraben geblieben!“

„Liebe, Güte und Nachsicht ist stets ein besserer Zuchtmeister gewesen, als Strenge, Härte und Gefängniß,“ erwiederte Ernestine.

Und mit diesen Worten schließen wir diese einfache Geschichte, aber enthält sie nicht eine Wahrheit, die sich Mancher zur Lehre könnte dienen lassen?

### Der wunderfame Knecht.

(Eine Legende.)

In Meißner-Lande lebte einst ein frommer Ritter, Kurt von Rosenberg mit Namen, der seine Dienstknechte so überaus wohl hielt, als ob sie alle seine Brüder wären. In Freud und Leid behandelte er sie mehr wie ein Vater und Freund, als